

die von Deutsch und Decker vertretene Meinung, Hans Beuscher habe seine Ausbildung am Oberrhein erfahren, der kritischen Hinterfragung. Vielmehr scheint Hans Beuschers Werk vom Einfluß einer bestimmten Richtung der schwäbischen Skulptur geprägt zu sein, die zwischen Augsburg und Konstanz angesiedelt ist. Eine enge Verwandtschaft im Sinne einer stilistischen Abhängigkeit besteht zum Werk Jörg Lederers, der 1499 als Bildhauer in Füssen eingebürgert wurde und von 1507 bis zu seinem Tod 1550 in Kaufbeuren tätig war.

Diese Einwände wiegen nicht schwer angesichts der Vielfalt und des großen zeitlichen Rahmens der Skulpturensammlung in Schwäbisch Hall. Der sorgfältig recherchierte und ästhetisch durchweg gelungene Katalog ist geeignet, den Leser für die Sammlung des Hällisch-Fränkischen Museums einzunehmen. Er beweist, daß eine gründliche Bearbeitung und anspruchsvolle Form der Publikation von Sammlungen alter Kunst auch dort lohnt, wo der regionale Charakter vorherrscht.

*Ulrike Heinrichs-Schreiber*

JOSEF STRASSER: *Januarius Zick 1730–1797. Gemälde, Graphik, Fresken*. Weissenhorn: Anton H. Konrad 1994. 591 S. mit 175 Farbtafeln und 320 Abb. Geb. DM 198,-.

Stolz prangt auf dem Schutzumschlag sein Name über den Göttern des Olymp: Januarius Zick, »der letzte deutsche Großmaler«, dessen Sterbetag sich 1997 zum zweihundertsten Mal jährt. Die publikatorische Feier dieses Ereignisses wurde jedoch schon in den Jahren zuvor ausgiebig begangen. So erschienen 1993 zwei Ausstellungskataloge zu den Zeichnungen (Salzburger Barockmuseum) sowie dem Wirken des Künstlers in Oberschwaben (Ulmer Museum; siehe Rottenburger Jahrbuch 14, 1995). Federführend war in beiden Fällen der Münchner Kunsthistoriker Josef Straßer, der 1994 dazuhin eine prachtvolle Monographie zum Gesamtwerk Zicks vorlegte. Diese besticht auf den ersten Blick durch ihre geradezu opulente Ausstattung mit 500 Hochglanzabbildungen – eine beachtliche verlegerische Tat. Das Gros bildet eine Folge von 330 teils ganz- oder halbseitigen und vielfach farbigen Abbildungen, die einen genüßvollen Gang durch das immense Werk eines Malers gewähren, der nach eigenem Bekunden »von Gott große Gaben« empfing (S. 42). In gleicher Weise kommt dabei seine außerordentlich facettenreiche Tätigkeit als Tafelmaler wie auch als Freskant zur Geltung. Mehr als ein Schönheitsfehler ist es allerdings, wenn sich auf halbem Weg eine Lücke von nicht weniger als neun fehlenden Abbildungen (Abb. 181–190) auftut.

Eingerahmt wird diese »Bildergalerie« von einführenden Texten sowie einem fundierten, ikonographisch geordneten und mit Beschränkung auf das Wesentliche kommentierten Werkkatalog. Sein Verdienst ist schon daran zu ersehen, daß er das 1920 von Adolf Feulner mit 200 Nummern erfaßte Gemäldeoeuvre auf 499 erweitert.

Die Einführung ist im Anschluß an einen biographischen Abriss nach den Arbeitsfeldern Zicks unterteilt, nach Gemälden, Zeichnungen, Intarsienentwürfen und Fresken. Nicht zu Wort kommt Zicks Tätigkeit als »Bau- und Verzierungsdirektor«, zu der man des Autors Ausführungen im genannten Katalog der Ulmer Ausstellung nachlesen muß.

Bei der Besprechung der Tafelmalerie zeichnet Straßer zunächst die stilistische Entwicklung des Künstlers nach. Die Lektüre des gewichtigen Bandes wird hier wie auch in den anderen Kapiteln allerdings unnötig und ganz erheblich durch den Verzicht auf Abbildungsverweise erschwert. Ebenso ist unverständlich, warum trotz der reichen Bebilderung viele der gerade im Text besprochenen Werke ohne Abbildungen bleiben mußten. Häufig lassen sich die von Straßer angestrebten Vergleiche daher nicht nachvollziehen. Besondere Aufmerksamkeit erfährt Zicks Rezeption der Malerei Rembrandts. Sie prägte sein Schaffen seit 1751, blieb allerdings eher äußerlich und war vorrangig auf ein Interesse an den malerischen Effekten des Niederländers beschränkt. Demgegenüber allzu gerafft behandelt Straßer die unterschiedlichen Anregungen durch die französische Malerei, der sich Zick seit einem Paris-Aufenthalt (1755/56) vielfach verpflichtet fühlte. Ohne tiefgreifende Änderungen habe sich Zicks Malerei seit den 60er Jahren in einer Synthese niederländischer, flämischer, französischer, deutscher und italienischer Elemente bewegt. Unterschiedliche Gewichtungen seien dabei nach Maßgabe der Themen erfolgt, deren weitgespanntes Repertoire wiederum ausführlich abgehandelt wird. Zum Bemerkenswerten zählt hierbei die Dominanz religiöser Darstellungen, obwohl er dafür, abgesehen von den Freskowerken, nur vergleichsweise wenige Aufträge erhielt. Vielfigurige Szenen mit dramatischen Aktionen waren Zicks Sache nicht. Ihm lagen vielmehr ruhige, zuständliche Schilderungen. Wie auch bei Darstellungen aus dem Bereich der Mythologie und Historie beobachtet Straßer entsprechend eine starke Vorliebe für »Sujets

gracieux«, also für Themen mit idyllisch-sentimentalen Stimmungsgehalten. Auch die große Zahl von Genredarstellungen folgt dieser Neigung.

Zick war daneben ein außerordentlich fruchtbarer Zeichner. Eindrucksvolles Zeugnis sind die 186 von Straßer zusammengetragenen und erstmals untersuchten Zeichnungen – eine Zahl, die weit über das hinaus reicht, was bei vorausgehenden Hauptmeistern der süddeutschen Barockmalerei anzutreffen ist. Zick ist damit Exponent einer im 18. Jahrhundert mehr und mehr wachsenden Wertschätzung der Zeichnung als autonomem Artefakt. Viele seiner Blätter sind ausgesprochen bildhaft angelegt, und häufig überlagern sich Entwurfszweck und eigenständige Geltung. Auch pflegte Zick eine versierte malerische Auffassung der Zeichnung, wozu er entscheidende Anregungen von seinem Vater, Johann Zick (1702–1762), erhielt. Über daraus entstandene Probleme der Händescheidung wird man im Katalog ausführlich unterrichtet. Eine eigenständige Haltung entwickelte Januarius erst seit seinen Studienreisen. Neue Techniken kommen zur Anwendung, der Stil wird zupackender, die menschliche Figur plastischer modelliert und sicherer konturiert.

Nach kurzer Besprechung der kongenialen Zusammenarbeit mit dem Kunstschreiner David Roentgen (1743–1807), dem er Intarsienarbeiten entwarf, wendet sich Straßer eingehend Zicks Freskomalerei zu, die als epochaler Einschnitt in die Tradition der süddeutschen Deckenmalerei von jeher großes Interesse in der Kunstgeschichte erregt hat. Mit begrußenswerter Differenzierung faßt Straßer Zicks weitreichende Neuerungen auf diesem Gebiet zusammen. Sie äußern sich ebenso in der perspektivischen Anlage wie auch in der Gestaltung des Bildlichts und dem Verhältnis von Fresko, Rahmen und Architektur und kulminieren in einer Minderung des visionären Illusionismus barocker Prägung zugunsten einer tafeldbildartigen Wirkung und damit einer größeren ästhetischen Distanzierung. Straßers Darlegungen geben zu verstehen, daß Zick in seinen Fresken keineswegs einen unbefriedigenden Kompromiß oder einen defizitären Ausklang der barocken Tradition hinterließ. Vielmehr gelang es ihm, schöpferisch und überzeugend eine Form des Deckenbildes zu kreieren, mit der er eine altbewährte Kunstgattung unter den Vorzeichen neuer, aufklärerisch-klassizistischer Geschmacksvorstellungen fortzuführen verstand. Dem entsprach nach Straßer auch die betont erzählerische Schilderung der religiösen Ereignisse, die ihr Wunderhaftes in den Hintergrund treten ließ und komplizierte Allegorien vermied.

Wie die Tafelmalerei erweisen sich auch Zicks Fresken als Ergebnis einer ausgreifenden Synthese. Er demonstriert damit eine noch ganz und gar barocke Begabung, die dem modernen Verständnis allerdings nach wie vor erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Sie sind in seinem Falle um so größer, als bei ihm das Zusammenführen von in einem bis dahin ungekannten Maß konträren Kunstströmungen zu beobachten ist. Nach Ansicht des nach wie vor ob seiner Urteilskraft lesenswerten Feulner etwa ging dies bei Zick zu Lasten eines selbständigen und einheitlichen Stils, blieb seine Leistung schwankend und widerspruchsvoll. Anders Straßer, der Zicks Malerei trotz ihres eklektischen Zustandekommens unverkennbare Eigenständigkeit zuspricht (S. 68). Diese Problematik wie überhaupt die Eigenart von Zicks Malerei besser zu begreifen, sie auch vor dem Horizont des zeitgenössischen Kunstgeschehens ausführlicher zu würdigen, daran wird auch nach der Monographie Straßers weiter zu arbeiten sein. Immerhin darf sich die Forschung in diesem Bemühen mit der vorliegenden Monographie auf neue Grundlagen gestellt sehen.

Matthias Kunze

### 13. Umschau

Habent fata sua libelli, ist man bedauernd zu sagen geneigt im Blick auf eine Veröffentlichung, die ein lange zurückliegendes Symposium vom 4. bis 6. September 1978 (!) in Jerusalem dokumentiert, deren Vorwort vom September 1988 datiert, die aber erst 1994 erscheinen konnte, Jahre nach dem Tod eines ihrer beiden Herausgeber (K. H. Rengstorf) und dem eines weiteren Autors (G. Alexander): *Begegnung von Deutschen und Juden in der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts*, hg. v. Jakob Katz und Karl Heinrich Rengstorf. Redaktion: Claus Ritterhoff (*Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung*, Bd. 10). Tübingen: Max Niemeyer 1994. VIII, 128 S. Kart. DM 68,-. Durch dieses Schicksal in nicht wenigen Einzelheiten überholt, sollte man trotzdem nicht an ihr vorübergehen. Ihre leitende Hermeneutik ist nämlich ebenso wenig antiquiert, wie es die neun Einzelbeiträge nach Fragestellung, Methode und Ergebnissen ganz grundsätzlich wären. Zum einen unterstreicht die Publikation auch heute noch die bleibenden Verdienste, die sich die in Wolfenbüttel, am Ort der Herzog-August-Bibliothek, ansässige

Lessing-Akademie als eine der großen Initiatorinnen der zeitgenössischen deutsch-jüdischen Forschung unbestreitbar erworben hat, und belegt gleichzeitig, womit (wobei anderen ihrer einschlägigen Veröffentlichungen ein günstigeres Schicksal beschieden war). Zum anderen haben die publizierten Beiträge in der Mehrzahl und in der Hauptsache immer noch Anrecht auf Gehör. Das heißt: statt »überholt« wäre oben treffender zu sagen gewesen: überboten, und zwar von Leistungen, die sich bzgl. der Initialzündung Beiträgen und Anregungen wie den vorliegenden verdanken, im Einzelfall sogar von einem Beitrag aus gleicher Feder, der anderswo längst erschienen ist. – In den einzelnen Aufsätzen geht es zuvörderst um persönliche Beziehungen und ideelle Konstellationen: deutsche Pietisten und ihr Bild vom Judentum (*Karl Heinrich Rengstorf*), den Einfluß von Hermann Samuel Reimarus auf Moses Mendelssohn (*Gerhard Alexander*), Johann David Michael und Mendelssohn (*Karlfried Gründer*). Einzelfiguren werden beschrieben in ihrer singulären Stellung oder nach ihrer genuinen Leistung: Salomon Mainons Ort in der Philosophiegeschichte (*Nathan Rotenstreich*), Lazarus Bendavids Bewerbung um die Mitgliedschaft in der Berliner Akademie (*Dominique Bourel*), Christian Wilhelm Dohm als politischer Schriftsteller (*Rudolf Vierhaus*). Nachtseitiges der Geistesgeschichte meldet sich an in Bekundungen des Frühantisemitismus in Deutschland (*Jacob [sic] Katz*). Und schließlich geht es um fiktionale Literatur wie um ihre dingliche Seite: Die Figur des edlen Juden im Roman vor Lessing (*Wolfgang Martens*) und die Lessing-Handschriften im Besitz der Familien Friedländer und Mendelssohn (*Wolfgang Milde*). – In manchen Überschriften mitgenannt, stehen Zeit, Geistigkeit und Wirkung der deutschen Aufklärung im Mittelpunkt der Aufsätze und Essays, ihre Leistungen und Grenzen in der Entwicklung von Menschlichkeit und Toleranz. In dieser Hinsicht wird hier ihr Erbe weitergedacht, gegen inhumane und intolerante Gefährdungen geltend gemacht und vertreten, wie es zu den Zielen der Lessing-Akademie gehört. Vor allem eines fällt angenehm an manchem Beitrag auf, der – *sit venia verbo* – einen jener würdigen alten Herren zum Verfasser hat(te), die nach Ton und Sprache einer leider aussterbenden Species in der Wissenschaft angehör(t)en: eine betonte Citoyenität des Denkens, wofür das Deutsche bekanntermaßen (noch immer) kein Synonym hat. Auch unter diesem Gesichtspunkt sei das schmale Bändchen empfohlen. *Abraham Peter Kustermann*

In einer Ausstellung im Marmelsteiner Kabinett (Würzburg) konnte das Diözesan-Archiv Würzburg im Frühjahr 1995 eine Auswahl seiner Bestände der Öffentlichkeit präsentieren. Der zu diesem Anlaß publizierte Katalog (*Diözesan-Archiv Würzburg und seine Sammlungen. Ausstellung der Diözese Würzburg 1995 [Katalogreihe Marmelsteiner Kabinett, Nr. 14]. Würzburg 1995. 156 S., 36 Abb. Kart. DM 20,-*) führt in die Geschichte des Archivs und seiner Bestände ein. Von besonderem Interesse für den Forscher ist ein »Kurzrepertorium« am Schluß des gefällig aufgemachten Bandes, in dem ein Überblick über die heute im Archiv verwahrten Bestände geboten wird (*E. Heusler, N. Kandler und E. Soder von Guldentubbe*).

Die Geschichte des Würzburger Diözesanarchivs ist zunächst eine Geschichte seiner Verluste. In seinem einleitenden Beitrag zeichnet Diözesanarchivar *Erik Soder von Guldentubbe* die wichtigsten Etappen nach: Nach der Mediatisierung des Hochstiftes Würzburg und nach der kirchlichen Neugliederung des frühen 19. Jahrhunderts wurden wichtige Teile des Archivs an Bayern, Baden und Württemberg abgegeben (soweit sie den herrschaftlich-staatlichen Bereich betrafen), die Ordinariatsarchive in Rottenburg und Freiburg bekamen die Akten bezüglich der Pfarreien, die aus der Diözese Würzburg ausgegliedert (die »Neu-Württemberger« und »Neu-Badener« Pfarreien) worden waren. Die Zentralüberlieferung verblieb jedoch in Würzburg. Sie verbrannte zusammen mit den Ordinariatsakten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bei der Zerstörung Würzburg im Zweiten Weltkrieg (16. März 1945) fast vollständig. Somit war das Ordinariatsarchiv in der Nachkriegszeit auf vermehrte Sammlungstätigkeit angewiesen, um auf diesem Weg wenigstens ansatzweise eine Ersatzüberlieferung für die Verluste des Krieges aufbauen zu können. Wie auch in anderen Diözesanarchiven vermehrte sich der Bestand des Würzburger Archivs nicht zuletzt durch die Übernahme zahlreicher Pfarrarchive.

Die zahlreichen, zum Großteil farbigen Abbildungen präsentieren zum einen die Zimelien des Archivs, dokumentieren zugleich aber auch wichtige im Archiv verwahrte Quellengruppen. Mit dem vorliegenden Band ist dem Würzburger Archiv eine überzeugende Präsentation seiner Tätigkeit und seiner Bestände gelungen. *Wolfgang Zimmermann*

In der vom Schwabenverlag in Ostfildern betreuten, von Gabriele Miller herausgegebenen Reihe »Schwäbische Heilige« liegt ein weiteres Bändchen vor: *Philipp Jeningen. Ein Jesuit, wie er im Buche steht* (1995, 74 S. Kart. DM 14,80). Verfasser ist Patriz Hauser, Pfarrer an der Stiftskirche in Ellwangen, und in

dieser Eigenschaft auch Kustos des Grabes von Jeningen. Der aus Eichstätt stammende Jesuit verbrachte einen Großteil seines Lebens als Volksmissionar in Ellwangen und in der Umgebung der Stadt. Seine Selbstlosigkeit und seine Schlichtheit hinterließen tiefe Eindrücke bei den Gläubigen. Sein Grab, jetzt in der Marienkapelle des Kreuzgangs der Stiftskirche, ist noch immer das Ziel vieler Beter. Kritisch stellt der Autor die Frage, ob der Heilige heutzutage nicht »ökumenisch sperrig« sei. Diese Frage darf ausgeweitet werden: Was Philipp Jeningen in seinen Predigten und Katechesen über die Armen Seelen sagte, ist auch für den heutigen Katholiken recht »sperrig«. Eine letzte Frage: War Philipp Jeningen ein schwäbischer Heiliger (Titel der Reihe)? Er stammte aus Mittelfranken und wirkte im schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet.

Rudolf Reinhardt

Die *Landesbibliographie von Baden-Württemberg* liegt nunmehr bearbeitet von Wolfgang Crom und Ludger Syré in ihrem 11. Band vor (Stuttgart: W. Kohlhammer 1994. XX, 817 S. Kart. DM 110,-). Sie verzeichnet die Literatur des Jahres 1990, mit Nachträgen ab 1986. Die über 8000 Titel sind in bewährter Weise in Allgemeine Literatur (wobei hier die Sparten 3 »Landesgeschichte« und 7 »Religion und Weltanschauung« besonderes Interesse verdienen), Orte und Personen gegliedert und durch ausgezeichnete Verfasser-, Titel- und Sachregister erschlossen. Dieses nicht nur für die landesgeschichtliche Forschung unverzichtbare Arbeitsinstrument steht – wie alle Vorgängerbände ab 1986 – neben der gedruckten Form auch als Datenbank zur Verfügung, die in den beiden Landesbibliotheken in Stuttgart und Karlsruhe sowie direkt über das Landesinformationssystem des Statistischen Landesamtes benutzt werden kann.

Hubert Wolf

In Band 14 (1995) S. 396 unserer Zeitschrift konnten wir darauf verweisen, daß die *Reutlinger Geschichtsblätter* seit 1993 in einem soliden Gewand erscheinen und im dortigen Stadtarchiv professionell redigiert werden. Auch vom Jahrgang 1994 (NF Nr. 33) verdienen einige Beiträge, hier vorgestellt zu werden. Wolfgang Wille, Die Jakobus-Altarpfründen an der Reutlinger Marienkirche (S. 9–28), berichtet vor allem aus Quellen des 15. Jahrhunderts. Auffallendes Ereignis dieser Zeit war der Verkauf eines Teiles der Pfründgüter durch die Familie Balinger, die das Patronat innehatte. Nach einem Prozeß vor dem bischöflichen Gericht in Konstanz wurden die Güter wieder restituiert. Dieser Vorfall zeigt erneut, wie stark damals bei den Patronatsherren (auch »Collatores« genannt) eigenkirchliche Vorstellungen noch weiterlebten; sie stießen sich aber mit den »modernen« Normen des kanonischen Rechts. – Rolf Bidlingmaier untersucht die »Baugeschichte eines romantischen Symbols«, nämlich von »Schloß Lichtenstein« (S. 113–152). Er konnte dafür die Bauakten der Fürsten von Urach benützen; entgegen einem weit verbreiteten Gerücht gingen die Papiere im Zweiten Weltkrieg nicht zu Grunde. – Ulrich Mohl, Zur Geschichte des beruflichen Schulwesens in Reutlingen (S. 201–336), schildert einen wichtigen Zweig des Reutlinger Bildungssystems, der in der Forschung bislang vernachlässigt wurde. – Zwei Beiträge, nämlich Renate Amin, Isolde Kurz – Versuch einer Annäherung an Person und Werk (S. 337–362), und Wilhelm Borth, Isolde Kurz (1853–1944) – Biographie und Werk einer Dichterin als Spiegel ihrer Zeitgeschichte (S. 363–400), gehen auf das Leben der Tübinger bzw. Reutlinger Dichterin ein. Isolde Kurz wurde von den Nationalsozialisten hofiert; sie nahm deren Ehrungen gerne entgegen und stellte ihre Kunst in den Dienst der Partei. Selbst das Begräbnis wurde noch einmal zu einer eindrucksvollen Demonstration ihrer Treue. Das Luther-Gedicht von 1917 (S. 383) ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Luther-Interpretation im Laufe der Jahrhunderte.

Rudolf Reinhardt

In Fortsetzung einer Notiz in diesem Jahrbuch (14 [1995] 394f.) sei auf Nummer 45 der alemannischen Zeitschrift *ALLMENDE* (15. Jahrgang, 1995, hg. v. Manfred Bosch u. a. Eggingen: Edition Isele. 225 S. DM 15,-) hingewiesen, »Wir gingen tränenlos und stumm«. *Jüdische Lebens- und Leidensbilder*, die eben solche weithin aus autobiographischen Aufzeichnungen und Quellen, sporadisch mit Bildmaterial durchschossen, dokumentiert. Aus dem südbadischen Raum finden sich darin 54 Seiten »Memoiren 1933 bis 1938« von Jenny Bohrer, der Witwe des letzten Gailinger Rabbiners (eingeleitet von Manfred Bosch und Jost Großpietsch); aus dem im Stadtarchiv Konstanz lagernden Nachlaß des Schriftstellers, Hochschullehrers und Landwirtschaftspioniers Erich Bloch (von Else Levi-Mühsam) herausgezogene »Erinnerungen an Nahariya-Israel (1942–1967)«; von der als Jugendliche zum Christentum konvertierten Freiburgerin Lili Reckendorf, die 1943 zu den wenigen Geretteten von Gurs gehörte, Blätter aus einem viel umfangreicheren nachträglichen Tagebuch u. d. T. »Wir gingen stumm und tränenlos. Erinnerungen an die Deportation am

22. 10. 1940 von Freiburg nach Gurs« (ediert von *Ursula Roland*); von *Dagmar Schmieder* Notizen zu einer Familienchronik der Guggenheim-Heilbronn aus Gailingen, namentlich über den zum »Albert Schweizer Ostafrikas« gewordenen Arzt Dr. Sigmund Heilbronn. Aus dem schwäbischen Raum sind vertreten: der in Riedlingen aufgewachsene, später in Biberach und Stuttgart mit Bravour praktizierende Arzt (Cousin und Freund Gustav Landauers) *Siegfried Landauer* mit »Erinnerungen eines Arztes aus Schwaben« (hg. und eingeleitet von *Christoph Knüppel*), sowie mit einem »Porträt bei laufendem Tonband«, einem Text von *Kurt Oesterle*, die Reutlinger Emigrantin *Erna Hirsch*. Aus Anlaß einer Ausstellung im Mannheimer Reiß-Museum 1994 erinnert *Joachim W. Storck* an »Herbert Tannenbaum und das Mannheimer Kunsthaus«; *Gert Mattenklott* bietet den »Versuch eines Porträts« aus den Korrespondenzen des aus Karlsruhe gebürtigen Gustav Landauer. – Die Zahl der jüdischen Zeitzeugen nimmt gegebenenmaßen unaufhaltsam ab, das Interesse der auf der Welt zerstreuten, nur zum Teil in Israel lebenden (tatsächlichen oder möglichen) Erben solcher Texte an deren Erhaltung und Verwendung nicht unbedingt im gleichen Maß zu. So steigert die Zeit fortwährend den Wert solcher Fragmente, und es ist gar nicht so sicher, wie viele Publikationen, ähnlich der vorliegenden, künftig noch möglich sind. Und ist nicht ohnehin viel wert und verdienstvoll, wenn auch abseits fachhistorischer Zusammenhänge, in literarischen Zeitschriften wie zum Beispiel der ALLMENDE, unserer Landschaft immer wieder ins Bewußtsein gerufen wird, welche Bandbreite alemannisches »Wesen« einmal hatte – vor Usurpatoren wie Hermann Burte und Konsorten?

Buttenhausen auf der Münsinger Alb sollte bekannt sein nicht nur als Geburtsort des späteren Reichsfinanzministers Matthias Erzberger, sondern als eines der bedeutendsten »Judendörfer« Württembergs. Zehn Jahre nach Jebenhausen (bei Göppingen) stellte die freiherrliche Ortsherrschaft Liebenstein 1787 einen Judenschutzbrief auch für Buttenhausen aus und leitete damit eine 150jährige, bis 1933/1944 dauernde wechselvolle Konvivenz von Christen und Juden in Buttenhausen ein. Der Begriff ist nicht unabsichtlich gewählt: auf dem Höhepunkt, im Jahre 1870, betrug der jüdische Bevölkerungsanteil 52%; seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – mit der »Konfessionalisierung« des württembergischen Judentums – ist ein integriertes Zusammenleben beider Seiten (fast) Normalität. Mit der nazistischen Barbarei endet diese Geschichte abrupt. Daß der Nazismus mit den entsprechenden Folgen allerdings »nur« von außen über das Albdorf an der Lauter hereingebrochen sei, ist schwer vorstellbar. Ein Gedenkstein in der Ortsmitte, 1961 eingeweiht, verdankt sich der Initiative und zum großen Teil auch den Spenden ehemaliger Buttenhausener Juden in den USA. Die Beziehungsaussage seiner Inschrift »Den Brüdern und Schwestern der Jüdischen Gemeinde Buttenhausen, die als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung ihr Leben lassen mußten. 1933–1945« bleibt also noch mehrdeutig. Seit 1994 wird in dem stattlichen, urban wirkenden Gebäude der ehemaligen Bernheimerschen Realschule, einer jüdischen Stiftung von 1904, eine ständige Ausstellung über das jüdische Buttenhausen präsentiert, als drittes Museum der Stadt Münsingen, deren Ortsteil Buttenhausen heute ist. Der Katalog *Juden in Buttenhausen. Ständige Ausstellung in der Bernheimer'schen Realschule Buttenhausen. Hg. von der Stadt Münsingen. Bearb. von Roland Deigendesch (Schriftenreihe des Stadtarchivs Münsingen, Bd. 3). Münsingen 1994. 97 S. mit zahlr. s/w-Abbildungen und einem historischen Ortsplan im Einband. Kart. DM 19,80* dokumentiert diese Ausstellung und ihre Exponate, ergänzt, erweitert und vertieft sie aber auch, so daß er seine eigene Berechtigung hat. Gut dokumentiert ist besonders der Beginn jüdischen Lebens in Buttenhausen; näher beschrieben sind, unterstützt von reichlich Bildmaterial (gegebenenmaßen nicht immer von bester Qualität) und ansprechendem Layout, der Gang in Handel und Gewerbe, Religion und Schule, sowie das Ende der jüdischen Gemeinde (dieses allerdings eher summarisch, was die Konkreta angeht). Ein »Gang durch Buttenhausen« stellt erhalten gebliebene Einzelobjekte (mit Erklärung) zusammen und kann per pedes wie beschrieben abgegangen werden. Die Anmerkungen zu den einzelnen Kapiteln sowie Quellen- und Literaturverzeichnis am Schluß sind auch wissenschaftlich dienlich bzw. regen zu weiterer Beschäftigung mit Ort und Thema an. Am Anfang steht eine zweiseitige Hommage »Wenn es Walter Ott nicht gäbe ...« – und damit ist vieles gesagt, vor allem der sehr geschuldete Dank an einen ursprünglich »Reingeschmeckten«, der zum lebenden Kaddisch der Buttenhausener Juden geworden ist. Wenn Bürgermeister Rolf Keller in seinem Vorwort von dem Wunsch spricht, »in unserem heutigen multikulturellen Staat und in unserer Gesellschaft Menschen jüdischen Glaubens zu achten«, hat dieser Wunsch namentlich in der Arbeit des Münsinger Stadtarchivars Roland Deigendesch für die Ausstellung wie die angezeigte Publikation einen schönen Ausdruck gefunden, der den Dank des Anschauens und der Lektüre verdient.

*Abraham Peter Kustermann*

In Band 11/1992 (S. 415) konnten wir ein neues Heimatbuch der Gemeinde Böhmenkirch (einschließlich den Teilgemeinden Schnittlingen, Treffelhausen und Steinenkirch) anzeigen. Nun liegt ein zweiter Band vor: *Böhmenkirch. Dorf und Land zwischen Messelberg und Albuch, hg. v. der Gemeinde Böhmenkirch. Weißenhorn: Anton H. Konrad 1994. 570 S. Geb.* Wieder bestritten Karl Oßwald und Eugen Lang den größten Teil des Bandes. Die Beiträge sind kurz, deshalb leicht lesbar, und überdies durch Bilder, Karten und Schautafeln erläutert. Der Schwerpunkt liegt auf dem Geschehen der letzten Jahrzehnte. Alle Lebensbereiche einer Gemeinde werden geschildert: Kirche, Schule, Handel-Industrie, Landwirtschaft, Vereine, Geographie, Fauna und Flora und vieles andere mehr. So wurde der Band zu einer Dokumentation des Lebens einer Großgemeinde auf der Schwäbischen Alb in unserem Jahrhundert. Auch das kirchliche Leben fand gebührende Rücksicht: Baugeschichte der Kirchen, Vereine, herausragende Kultgeräte, Prozessionen und Wallfahrten (Hl. Patriz, Bernhardusberg) usw. Überdies werden in kurzen Biographien vier Priester gewürdigt, die aus der Großgemeinde stammten oder hier wirkten, nämlich der Aufklärer und Schulmann Joseph Alois Rink, Pfarrer in Böhmenkirch von 1790 bis 1806, Dr. Ignaz Schuster, Pfarrer in Treffelhausen von 1841 bis 1858, Mitglied der »Donzdorfer Fakultät« und berühmter Katechet und überdies Dr. Franz Josef Schwarz, Pfarrer in Böhmenkirch von 1848 bis 1867, damals prägender Kopf der eben genannten »Fakultät«, dann Stadtpfarrer in Ellwangen, lange Zeit der Gegenspieler von Carl Joseph Hefele, Rottenburger Bischof seit 1869. Aus Böhmenkirch stammte (geb. 1861) Dr. Georg Grupp. Nach kurzer Verwendung in der Seelsorge wurde Grupp Bibliothekar beim Fürsten von Oettingen-Wallerstein in Maihingen. Bekannt wurde er durch eine »Kulturgeschichte des Mittelalters«. Seine handschriftlich erhaltene Autobiographie zeigt eine vielschichtige, sensible Persönlichkeit. Zu allen vier Theologen gibt es neuere Forschungen. Der Leser hätte es sicherlich begrüßt, wenn gerade zu diesen Biographien auswärtige Experten zur Mitarbeit eingeladen worden wären.

Insgesamt verdient auch der zweite Band des Heimatbuches von Böhmenkirch Anerkennung und Dank. Man kann nur hoffen und wünschen, daß andere Gemeinden unseres Landes diesem Beispiel folgen werden.

Das kleine, dem Stift Comburg gehörende Dorf Winzenweiler (*Hans König: 150 Jahre Marienkirche Winzenweiler. 100 Jahre St. Joseph Gaildorf. Ein Beitrag zur Geschichte der Katholischen Kirchengemeinde Gaildorf [Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken, Bd. 9]. Schwäbisch Hall / Horb a. N. 1994. 128 S.*) wurde im 16. Jahrhundert durch die Herren von Limpurg der Reformation zugeführt. Als Grundherr begünstigte das Stift in der Folgezeit aber den Zuzug von Katholiken, die bald die Überzahl hatten. Deshalb bot das Stift im 18. Jahrhundert den Bau einer katholischen Kirche und eines Hauses für einen Seelsorger (wohl kaum ein Pfarrhaus; vor dem Ende des Alten Reiches 1806 war gegen den Wortlaut des Westfälischen Friedens keine Änderung des Pfarrzwangs möglich) an. Da sich die Gemeinde weigerte, Spann- und Frondienste zu leisten, scheiderte das Unternehmen. Die nächsten Pfarreien (Steinbach bei Comburg und Bühlertann) waren aber weit entfernt; deshalb kam es unter Bischof Lipp von Rottenburg im 19. Jahrhundert zu neuen Ansätzen. 1869 konnte endlich eine neugotische Kirche eingeweiht werden. Unter großen Schwierigkeiten folgte auch der Bau eines Pfarrhauses; dadurch wurde die Errichtung einer Pfarrverweserei möglich. Der wirtschaftliche Aufschwung der benachbarten Stadt Gaildorf führte zu einem beträchtlichen Zuzug von Katholiken. 1893/94 wurde dort eine Kapelle errichtet, für die ebenfalls Winzenweiler zuständig war. Wie so oft in der Geschichte, überholte auch hier die Tochter sehr bald die Muttergemeinde an Größe und Bedeutung. Deshalb wurde 1902 die Pfarrstelle nach Gaildorf verlegt; dabei blieb es bis heute. 1956 erhielt die Gemeinde eine neue, größere Kirche. (Dabei wurde eine Schaufront aus den Steinen der älteren Kirche aufgeführt.) 1951 konnte die Gemeinde eine Schwesternstation mit Schlehendorfer Dominikanerinnen errichten; die Station besteht noch immer – ein besonderer Glücksfall!

Der Autor hat fleißig in den einschlägigen Archiven recherchiert. Auch gelang es ihm, ein illustratives Bildmaterial zusammenzutragen. Eine solche Gedenkschrift wünscht man jeder Gemeinde unserer Diözese. Beigegeben sind Listen der Pfarrer bzw. Pfarrverweser, der Kirchenpfleger, der Mitglieder der Gemeindegremien usw. Übrigens war von 1901 bis 1911 Otto Feuerstein Stadtpfarrverweser in Gaildorf; man könnte ihn als religiösen Sozialisten und Edelkommunisten bezeichnen. 1911 aus dem Kirchendienst entlassen, führte er bis zu seinem Tod (1934) ein unstetes Leben. Über ihn August Hagen, *Der Reformkatholizismus in der Diözese Rottenburg, 1902–1920. Stuttgart 1962, S. 101f.*

Im Dritten Reich gab es die üblichen Schwierigkeiten. Am 25. Juli 1937 verließ der Organist, ein Lehramtsbewerber, unter lautem Protest den Gottesdienst, als ein bischöfliches Schreiben über zwingende

Inhalte des Religionsunterrichtes verlesen wurde. Der Kirchenstiftungsrat interpretierte dies sofort als Kündigung des Organistendienstes und entließ den jungen Mann.

Um 1600 führte Hans Sigmund von Woellwarth im Dorf Fachsenfeld und in den benachbarten Wohnplätzen die Reformation ein. Die neu errichtete Pfarrei war deshalb geschlossen evangelisch. Im Laufe der Zeit ließen sich aber so viele Katholiken nieder, daß sie in der Gemeinde die Mehrheit erhielten. Das Schloßgut kam 1828 an die Freiherren von König. Um sich ein standesgemäßes und katholisches Begräbnis zu sichern, ließ August Freiherr von König, ein Konvertit, eine Gruftkapelle bauen (Weihe 1881). Diese diente den Katholiken als (bescheidener) Gottesdienstraum. Von Anfang an war die Kapelle aber so konzipiert, daß sie wenig später einer neuen Kirche als Chorraum dienen konnte (Weihe 1895). Aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums erschien eine gefällig aufgemachte Festschrift: *100 Jahre Katholische Kirche zum Heiligsten Herzen Jesu in Fachsenfeld. Fachsenfeld 1995. 122 S., zahlreiche Abbildungen.* Das »Festbuch« schildert nicht nur den weiten Weg der katholischen Gemeinde zu einer eigenen Kirche, sondern auch die künstlerische Ausgestaltung und die späteren Renovationen. Weitere Abschnitte bieten Auszüge aus der Pfarrchronik, beschreiben den Dienst der vielen Helfer (Organisten, Mesner, Putzfrauen, Ministranten usw.), die Andachtstätten auf der Gemarkung (vor allem Feldkreuze), das religiöse Brauchtum im Kirchenjahr, neue Aktivitäten. (Der »Familiengottesdienst 1994«, S. 99, mutet etwas chaotisch an.) In kurzen Biographien wird das Wirken der Pfarrer von Fachsenfeld und der Priester aus dem Dorf geschildert. (1957 konnten am selben Tag drei Neupriester ihre Primiz feiern.)

Auch das Gebiet der heutigen Gemeinde Loßburg (bei Freudenstadt) wurde bald nach 1534 durch die württembergischen Landesherren der neuen Lehre zugeführt. Eine Ausnahme machte die Filiale Rodt mit ihrer Jakobuskapelle. Ortsherren waren die Neuneck zu Glatt, die den alten Glauben schützten. Als sie aber 1601 den Weiler an Württemberg verkauften, wurde auch hier die Reformation eingeführt. Erst 1966 erhielt der Ort (nun von Freudenstadt aus pastoriert) wieder eine katholische Kirche. So ist die Kirchengeschichte der Gemeinde Loßburg (*Kirchengeschichte Lombach – Loßburg – Rodt [Loßburger Hefte, hg. v. Schwarzwaldverein Loßburg-Rodt, Heft 1], 1995. 108 S. Kart. DM 8,-*) seit der frühen Neuzeit vor allem eine Geschichte der evangelischen Gemeinden. Berücksichtigt sind viele Aspekte: Schule, Vereinsleben, Kirchenmusik, Posaunenchor, Jugendarbeit usw. Auf dem Titelblatt des Bändchens steht »zusammengestellt von Alois Saite«. Dies ist bescheiden, viel zu bescheiden. Die meisten Beiträge, vor allem zum Mittelalter, stammen nämlich von ihm. Recht oft werden Quellen in Bibliotheken und Archiven (bis hin zum Stiftsarchiv St. Paul im Lavanttal) zitiert.

*Rudolf Reinhardt*

Privatarchive bergen oft wahre Schätze für die historische Forschung, und in der Tat sind vertrauliche Briefwechsel oft wesentlich aussagekräftiger als offizielle Akten, wie sie sich zumeist in öffentlichen Archiven finden. Nur: Privatarchive sind selten der Forschung zugänglich – und wenn man sie mit gnädigster Erlaubnis einer Erlaucht oder gar Durchlaucht benutzen darf, dann findet man meist eine große Unordnung vor, von einer sachgemäßen Lagerung und Verzeichnung der Archivalien ganz zu schweigen. Viele, vor allem adelige Archivbesitzer haben Angst vor Benutzern, sie fürchten den Historiker mehr als der Teufel das Weihwasser. Um so mehr Anerkennung verdient Freiherr Hermann Hofer von Lobenstein, der sein Archiv im Jahr 1992 im Staatsarchiv Ludwigsburg ordnen und verzeichnen ließ und es so in seinem Schloß Wildenstein der Forschung zugänglich machte. Das Inventar liegt jetzt in gedruckter Form als *Band 21 der Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg* vor: *Archiv der Freiherren Hofer von Lobenstein Schloß Wildenstein, bearb. von Peter Müller und Reiner Ziegler. Stuttgart: W. Kohlhammer 1994. 228 S. Geb.* Neben 51 Urkunden sind vor allem die Akten und Amtsbücher des Rittergutes Wildenstein (zwischen Crailsheim und Dinkelsbühl gelegen), das 1662 an die Hofer fiel, in 717 Büscheln verzeichnet. Neben persönlichen Papieren einzelner Familienangehöriger und Angelegenheiten des Rittergeschlechts als solchem ist die Geschichte eines kleinen Rittergutes vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in vorbildlicher Weise dokumentiert. Dazu kommen 831 Faszikel Rechnungen und 18 Karten. Mit diesem Inventar, das durch Personen-, Orts- und Sachregister musterergütig erschlossen ist, liegt ein hervorragendes Arbeitsinstrument vor, das hoffentlich eine Monographie über das Rittergut Wildenstein anregt.

*Hubert Wolf*